

Das Haus der schlafenden Schönen



Verleih:	Atossa Film
Land/Jahr:	Deutschland 2006
Regie:	Vadim Glowna
Darsteller:	Vadim Glowna, Angela Winkler, Maximilian Schell
Kinostart:	2. November 2006

[▶ Inhalt/Kritik](#) | [Ausf. Besprechung](#) | [Bildergalerie](#) | [Credits](#) |

Adaption des Romans "Die schlafenden Schönen" von und mit Vadim Glowna.

Inhalt

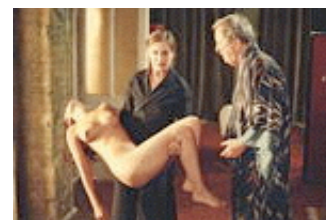
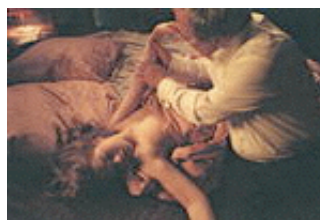
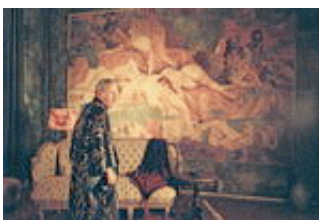
Egmont, der um seine Familie trauert, sucht noch einmal die Wärme und Erotik einer jungen Frau. Er besucht das "Haus der schlafenden Schönen", in dem man eine Nacht neben einer schlafenden Frau verbringen kann. Während er neben ihr liegt, steigen vergessene Erinnerungen in ihm auf, aber auch Fragen nach Schuld und Todessehnsucht.

Kritik

Die neue Regiearbeit des auch als Schauspieler bekannten Vadim Glowna ist eine Adaption des japanischen Romans "Die schlafenden Schönen" von Yasunari Kawabata. Ihm gelingt es, dessen poetisch-melancholischen Stil zu bewahren. Eine Altherrenphantasie, düster, eigen, betörend fremdartig - komponiert mit sorgfältigen Bildern, gespeist aus einer dunkel-gedeckten Farbpalette.

Quelle: Blickpunkt:Film

Bildergalerie:



Klicken Sie auf ein Bild, um die Fotoshow zu starten

Verleih:	Atossa Film
O-Titel:	Das Haus der schlafenden Schönen
Land/Jahr:	Deutschland 2006
Kategorie:	Spielfilm
Genre:	Drama
Produktionsfirmen:	Atossa Film
Produzenten:	Vadim Glowna, Raymond Tarabay

Koproduzenten:	Marco Herten, Bernd Schaarmann
Regie:	Vadim Glowna
Darsteller:	Vadim Glowna (Edmond), Angela Winkler (Madame), Maximilian Schell (Kogi), Birol Ünel (Herr Gold)
Kamera:	Ciro Cappellari
Schnitt:	Charles Lézin
Musik:	Nikolaus Glowna, Siegfried Müller
Produktionsdesign:	Peter Weber
Kostüme:	Lucie Bates
Ton:	Thomas Knop
Kinostart:	2. November 2006
Laufzeit:	103 Min.
FSK:	ab 16 Jahre

Ausführliche Besprechung

Ein alter Mann sucht emotional Zuflucht in einem Freudenhaus, wo er neben schlafenden Mädchen über sein Leben sinniert. Vadim Glowna gelingt es, den poetisch-melancholischen Stil von Yasunari Kawabatas Erzählung von 1961 zu bewahren.

Literaturnobelpreisträger Kawabata (1899-1972) ist wie auch andere Schriftsteller Japans von Eros und Thanatos fasziniert und war Inspiration für Vadim Glowna, der als Hauptdarsteller, Regisseur, Autor und Produzent in Personalunion die Handlung nach Berlin verlegt. Dort besucht Egmont, der einen Chefposten samt Sekretärin in einer anonymen Firma bekleidet, auf Empfehlung eines Freundes (Maximilian Schell) ein verschwiegenes Etablissement. Unter Madames (Angela Winkler) diskreter Aufsicht darf man eine Nacht bei jungen Mädchen verbringen, die von Schlafmitteln betäubt wurden. Missbrauch ist untersagt und bald kehrt der desillusionierte Egmont, ein gebrochener Mann, der um seine Familie trauert, zurück, wie ein Opiumsüchtiger in seine Höhle, um bei den Schlafenden Wärme und Erotik zu fühlen, seinen Erinnerungen nachzuhängen, um Vergnügen, Vergessen, Erlösung zu finden. Seine Lust steigert sich, er droht damit die platonischen Regeln zu verletzen und verfällt immer mehr dem Wunsch, neben den Nackten sein eigenes Leben auszuhauchen, was in einer epiphanischen Sterbeszene gipfelt.

Eine Altherrenphantasie? Aber gewiss. Und was für eine! Stimmig, düster, eigen, betörend fremdartig - Glowna bleibt juveniler Hektik fern, komponiert sorgfältige Bilder mit Trauerrand, gespeist aus einer dunkel-gedeckten Farbpalette. Zärtliche Musik umschmeichelt seine Schönen, die barocken Gemälden gleichen. Er verzichtet auf Exposition oder umfassende Handlung, sondern erzählt geschickt rudimentär, bleibt beim Wichtigsten. Egmonts monologische Gedanken prägen das Innenleben des Films, dessen reizvoll-traumschwere Arrangements in dekadent-stilvollen Interieurs den unaufdringlichem, aber weitreichendem gleichnishaften Gehalt begleiten.

Geprägt von typisch japanischer Todessehnsucht, von Nietzscheanischer Vereinsamung, von schwarzromantischer Weltflucht in den Schlaf, den Bruder des Todes, wo Kontraste wie Unschuld und Verdorbenheit ein Symbiose eingehen, wagt sich Glowna künstlerisch weit vor, geht von etwaiger Moral unbeirrt seinen Weg, der das Potenzial zur Kontroverse

birgt. Damit macht er sich angreifbar, nimmt einen aber mit seinem radikalen künstlerischen Entwurf für sich ein. tk.

Quelle: Blickpunkt:Film

© Entertainment Media Verlag 2004
Alle Rechte vorbehalten
Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Entertainment Media Verlages

kino

Das Haus der schlafenden Schönen

Von: Ulrich Kriest

Als eine Art Meditation charakterisiert Kogi, ein älterer, distinguiertes Herr, seinem besten Freund Edmond das titelgebende Etablissement. Edmond hat bei einem Unfall, der auch ein Selbstmord gewesen sein könnte, seine Frau und sein Kind verloren. Dies hat den älteren Mann derart aus der Bahn geworfen, dass er nachts nicht mehr schlafen kann und er sein Zuhause flieht. Sein Lebensmut hat ihn, den Einsamen, verlassen, es ist höchste Zeit, über den Tod nachzudenken: „Ein alter Mann ist der Nachbar des Todes“, heißt es einmal. Wo könnte ein alter Mann besser über den Tod, das Sterben und die Vergänglichkeit nachdenken als in der Gegenwart junger Mädchen, die mit einem Medikament in eine Art Dauerschlaf versetzt worden sind. Sie wurden zu Objekten gemacht, die nichts erinnern. Das merkwürdige Haus der schlafenden Schönen wird von einer geheimnisvollen Madame geführt, die die Verabredungen organisiert und die Mädchen präpariert. Sechs Nächte wird Edmond in diesem Haus verbringen, das seinen Gästen die Einhaltung fester Regeln abverlangt. Zunächst noch durch die Situation gehemmt („Mir kommt es eine Ewigkeit vor, dass ich Frauen als Frauen aufgegeben habe“), hält sich Edmond daran, sich nicht an den Schlafenden zu vergehen. Später wird sich dies ändern, doch selbst dann spielen Sexualität und Begehren nur eine untergeordnete Rolle. Vielmehr fungieren die „leblosen“ Körper der jungen Frauen als Spiegel von Edmonds Seele, der sich nun, während er den Schlafenden ihr Geheimnis zu entreißen versucht, der Frauen seines Lebens zu erinnern beginnt: die Mutter, die erste Geliebte, die geliebte Ehefrau. Eines Nachts beobachtet Edmond, wie die Leiche eines anderen Gastes abtransportiert wird. Mit wachsender Neugier versucht er, seinen Status im Haus zu verändern, mit der geheimnisvollen Madame ins Gespräch zu kommen. Doch auch die wiederholten Regelverletzungen werden ihm verziehen, vielleicht, weil man Mitleid mit dem verzweifelt Einsamen hat, vielleicht, weil es sich ohnehin nur um eine „rite de passage“ handelt.

14 Jahre nach „Der Brocken“ (fd 29 453) hat der Schauspieler Vadim Glowna wieder selbst einen Kinofilm inszeniert. Bei der Verfilmung von „Die schlafenden Schönen“, einem Spätwerk des japanischen Literatur-Nobelpreisträgers Yasunari Kawabata, fungiert er als Regisseur, Drehbuchautor, Hauptdarsteller und Co-Produzent in Personalunion. Die Handlung wurde aus einem zeitlosen Japan ins aktuelle Berlin verlegt, wobei der Film nie ganz klar macht, worin der

Reiz bestanden haben mag, dies zu tun. Ferner hat Glowna den matriarchalen Subtext der Vorlage durch Thriller-Elemente in eine andere Richtung gelenkt, was sich allerdings erst in der Schlusspointe zeigt. Die schwerblütig-philosophischen Reflexionen über Tod und Vergänglichkeit, über Erinnerung und Erotik werden immer wieder in den Off-Ton verlegt, weshalb das theaterhafte Agieren der Figuren häufig kontingent erscheint. Vom ersten Moment, vom ersten Ton der getragenen, jazzigen Filmmusik an senkt sich ein bleischwerer Vorhang aus Trauer, Einsamkeit und permanenter Reflexion auf die mitunter traumhaften Bilder, die letztlich in Gustave Courbets „Die Mitte der Welt“ ihren symbolhaften Fluchtpunkt finden. Das Szenario, das der Film entwirft, ist morbide, nicht frivol. Letztlich sind die schlafenden Schönen nur Stationen auf dem Weg zur Erlösung – und das Etablissement ist ein moderner Dienstleister, in dem man Unterstützung findet, will man einem guten Freund etwas Gutes tun.

fd



Grandioser Schmach

Vadim Glowna's übermütige Fantasie
Das Haus der schlafenden Schönen

Ein Unglück hat Edmond (Vadim Glowna) zu einem lebensmüden Mann gemacht. Sein Freund Kogi (Maximilian Schell) erzählt ihm vom verschwiegene Etablissemment einer Madame (Angela Winkler). Bei ihr werden junge Mädchen mit Drogen betäubt, um sie für eine Nacht Männern zu überlassen. Dabei ginge es nicht um Sex, sondern um den Trost, den ein alter, einsamer Mann nachts an der Seite eines warmen, nackten Mädchenkörpers finden könne.

Der Stoff einer Altherrenfantasie, die mit dem Verweis auf die literarische Vorlage notdürftig Kunstanspruch erhebt – das könnte man dem Regisseur Glowna vorwerfen. Und genau hier, im Grenzgebiet aus Abgeschmacktheit, Kitsch und übermütiger Fabulierlust, entwickelt der Film seinen ungeheuren Charme. Natürlich

ist so eine Geschichte schmachtriefender Blödsinn, den keine Ironie retten kann. Sie aber ernst zu nehmen und in allem Pathos auszumalen ist glatter Wahnsinn. Und dies macht Glowna. „Das Haus der schlafenden Schönen“ ist eine grandiose filmische Ausschweifung, deren einziges Maniko ihr Dialogballast ist. Doch eigentlich ist es mit dem Geraune der alten Männer wie mit dem Knarren des Parketts: Es ist ein Zeichen einstiger, leider längst vergangener Klasse, der Gruß einer anderen Welt. *Nicolaus Schröder*

Sehenswert ●●

► **Das Haus der schlafenden Schönen**
 Deutschland 2006; Regie: Vadim Glowna;
 Darsteller: Vadim Glowna (Edmond),
 Angela Winkler (Madame),
 Maximilian Schell (Kogi); Farbe,
 99 Minuten; Kinostart: 12. Oktober 2006

Vampir der Jugend

Morbid-melancholisch: Vadim Glownas „Das Haus der schlafenden Schönen“

VON HANNS-GEORG RODEK

Der große Urahn heißt natürlich Professor Immanuel Rath, der im Cabaret „Der blaue Engel“ der Tänzerin Lola Lola verfällt, deren (Groß)vater er sein könnte. Vor 100 Jahren, als Heinrich Mann seinen Roman schrieb, und vor 75, als Josef von Sternberg ihn verfilmte, war dies eine Geschichte des Abstiegs aus der Wohlständigkeit in die Halbwelt, aber natürlich zugleich über die Lust in einem Alter, in dem man eigentlich keine Lust mehr zu haben hat.

Damals, in den Zwanzigern, soll es in Berlin ein Etablissement gegeben haben, wo sich Greise neben Mädchen legen konnten, die nackt waren und betäubt. Die Fama verbreitete sich bis Japan, wo der Nobelpreisträger Yasunari Kawabata sie in „Die schlafenden Schönen“ aufgriff, 62 Lenze zählte er. Nun ist sie nach Berlin zurückgekehrt, im Film „Das Haus der schlafenden Schönen“, den Vadim Glowna nach dessen Roman geschrieben, finanziert, inszeniert hat. Glowna, der gerade 65 geworden ist.

Er spielt auch Kogi, den distinguierten Herrn, der Frau und Kind bei einem Unfall verlor, der ebenso

ein Selbstmord gewesen sein könnte. Sein bester Freund (Maximilian Schell) empfiehlt ihm nämlich ein Etablissement, und eine strenge Madame (Angela Winkler) erläutert die Regeln: kein Sex mit den Narkotisierten, kein Versuch der Kommunikation, und morgens früh ist das Haus zu verlassen.

Als Bernardo Bertolucci Mitte fünfzig war, drehte er mit der blutjungen Liv Tyler „Gefühl und Verführung“, und viele warfen ihm Altherrenphantasie vor. Glowna legt sich gleich sechsmal mit schlafenden Schönen ins Bett und küsst

sie und knetet ihre Brüste und streichelt ihren Po, aber es ist eine andere Art von Phantasie, die sein Film beschwört. Er flüstert den jungen Dingen Dinge ins Ohr, die nicht für sie bestimmt sind, die sowieso nicht hören, sondern für die Frauen aus Kogis Vergangenheit. Es geht um Erinnerung und Vergänglichkeit, um Trauern und Schuld, Einsamkeit und Tod. Im Grunde sind die Schönen nur Agentinnen auf dem Wege zur Erlösung, zum Tod, wie im jüngsten Roman von Gabriel Garcia Márquez, „Erinnerung an meine

traurigen Huren“, wo ein 90-Jähriger eine Jungfrau ins Bett holt.

Regieausflüge von Schauspielern sind oft sehr persönliche Reisen; man denke an Charles Laughtons „Nacht des Jägers“ oder den französischen Fellini-Akteur Alain Cuny, dem es mit 83 endlich gelang, Claudels Mysterienspiel „Die Verkündigung“ fürs Kino zu inszenieren.

Auch Glowna, der in St. Pauli aufwuchs, ist von Hause aus Schauspieler, aber alle Jubeljahre zieht es ihn hinter die Kamera, erstmals 1980 für „Desperado City“, wo es ebenfalls ums horizontale Dienstleiten ging. Inzwischen ist er zum deutschen Mitchum gereift, zum deutschen Gainsbourg, vor allem aber zum einen und einzigen Vadim Glowna, der mit einer Geste Weltmüdigkeit auszustrahlen vermag und mit der nächsten Kampfbereitschaft und mit der dritten das Heischen nach Wärme. All das findet sich in seiner mittlerweile sechsten Regie, für die einem keine Parallele im deutschen Gegenwartskino einfällt; niemand außer ihm würde sich körperlich und seelisch derart entblößen, und niemandem würden wir mit soviel morbider Faszination zusehen.

Wenn unsere schöne neue Welt aus Dienstleistungen besteht, muss auch Platz für diese sein: Madame (Angela Winkler) schleppt dem Kunden Kogi (Vadim Glowna) eine narkotisierte Schöne ins Boudoir

FOTO: ATOSSA



Die Welt als Wille zur Vorstellung

Nach 20 Jahren in Berlin sehnt sich Schauspieler Vadim Glowna noch immer nach dem Hamburger Kiez seiner Kindheit

Von Deike Diening

Vadim Glowna hatte keine Wahl, er hatte das alte Schauspielerethos verinnerlicht: Als Gründe für die Abwesenheit bei der Arbeit gelten Tod oder ein fehlendes Bein. Ein schmerzender großer Zeh zählt nicht dazu. Glowna hatte jetzt keine Zeit, sich um seinen Zeh zu kümmern, er drehte den Film „Das Haus der schlafenden Schönen“. Er hat ihn produziert, das Drehbuch geschrieben, Regie geführt und das Geld besorgt. Es hat lange gedauert, der Film handelt vom Alter und von Schuld, der Hauptdarsteller ist er selbst.

Die Welt als Wille zur Vorstellung. Ob er es auch gemacht hätte, wenn er gewusst hätte, wie hoch der Preis war? „Keine Ahnung“, sagt er. Er trägt ein rosa Poloshirt unter dem Anzug, der Film kommt nächste Woche in die Kinos, und in den schwarzen Schuhen fehlt jetzt ein Zeh. Amputiert. Woher weiß dieser Mann immer so genau, wohin er will? Wenn Vadim Glowna der Nase nachginge, liefe er immer ein wenig nach links. Das liegt an seinem ersten Berufswunsch: Held. In dieser Eigenschaft wollte er mit sechs Jahren einen Freund vor einem Mann verteidigen, der eine Eisenstange schwang.

Glowna ist vor ein paar Wochen 65 Jahre alt geworden, gerade hat er seine Autobiografie veröffentlicht. Seit über 20 Jahren lebt der Mann inzwischen in Berlin, er ist Charlottenburger geworden, Gast der Paris Bar, auch seine Produktionsfirma sitzt hier. Er aber findet, seine Person erklärt sich nicht ohne den Hamburger Kiez, wo er aufwuchs, wo die Weichen gestellt wurden. Der Himmel über Hamburg hängt aktentaschengrau. Die Läden im Kiez haben die schweren Lider noch geschlossen, jetzt, bei Tageslicht. Am Tor zur Herbertstraße wirbt eine Zigarettenfirma „Für mehr Fremdenverkehr“. Viele der Zuhälter, die Glowna kannte, sind früh gestorben, „an Kugeln“. In St. Pauli lernte er, dass man die Leute angucken muss, „aber niemals in die Augen“, sonst fühlen sie sich provoziert, „und man darf keine Angst haben“.

Seine Großeltern gingen hier noch mit dem Pausenbrot ins Theater. Glowna hat hier die Schauspielschule besucht. Anfang der sechziger Jahre hat er nachts im billigen „Schmal's Hotel“ für 150 Mark im Monat geschlafen, und tagsüber bei Gustaf Gründgens geprobt. Das Hotel gibt es nicht mehr, „Videoüberwachung“ verkündet ein Schild. „Ich war einer von denen“, sagt Glowna und blickt auf ein Rudel Jungs, das an einem Stromkasten lehnt.

Einer von denen, die ein Terrain verteidigen. Auch, wenn das zuerst nur ein Trümmerberg war, als seine Mutter, seine Großeltern und sein Onkel nach dem Krieg feststellten, dass sie noch am Leben waren. Mit einer Gruppe Jungs tauchte Vadim in dem Häuserhaufen nach Metall, und fand dann einen Schrotthändler, der ihn gut bezahlte. In Paris, wohin er als abgebrochener Lehrling trampelte, traf er einen gebildeten Obdachlosen, der ihm zeigte, wie man ohne Geld überleben und dabei gelegentlich sehr gut essen konnte. In Bremen gefiel er Peter Zadek, obwohl er beim Vorsprechen aus Wut über einen Texthänger einen Stuhl zertrümmert hatte. Und als er 1964 in Beirut am Abend vor seinem Abflug nach Bremen zum Theater kein Geld mehr hatte, da ist er verzweifelt in die Spielbank gegangen, nur um dort mehr Geld zu gewinnen, als er benötigte. Da war klar, das Schicksal mochte ihn.

Glowna ist auf diese mäandernde Weise ein sagenhafter Schauspieler geworden, dessen Präsenz zum völligen Verstummen eines randalierenden Bremer Publikums bei Zadeks legendärer „Räuber“-Inszenierung führte und ihm zuletzt in Oskar Roehlers Film „Die Unberührbare“ den Preis der Deutschen Filmkritik einbrachte. Glowna schien dabei von Anfang an ohne Angst. „Leben heißt, sich wehren“, sagt er. „Man darf nicht einfach alles hinnehmen.“

Weil er so dachte, konnte es passieren, dass Glowna als Junge in einem evangelischen Internat einen heißen Glauben für sich entdeckte, Bibelstellen interpretierte und Missionar werden wollte. Als aber der Direktor ihm erklärte, dass die Hausordnung, die er gerade missachtet habe, direkt von Gott komme, und als er in dem Streit darüber zu einem Schlag ausholte, da hat Glowna ihm einen Schwinger in den Solarplexus verpasst, was dazu führte, dass den Rektor das Bewusstsein verließ, Glowna die Schule, den Glauben aber mitnahm. Andere nennen das „anecken“, als wäre da einer nur unbeholfen. Dabei fühlte Glowna ja sehr genau, wann es Zeit für Verweigerung war, wann man rennt, zuschlägt oder besser betet.

Aber heute ist nur ein diesiger Tag in Altona und Glowna ist etwas ermattet vom Interview-Marathon um Film und Buch. Er wechselt die Straßenseite. Würde er heute noch hier in der Friedensallee wohnen, wie damals mit seinen Eltern, wäre Fatih Akin sein Nachbar. Vom Buchcover seiner Autobiografie („Der Geschichtenerzähler“, Ullstein, 288 S., 19,95€) guckt Glowna rauchend in Sepia, als gäbe es Männer wie ihn längst nicht mehr. Der Vater war im Krieg und die Mutter zu beschützen. Keine Entscheidungsschwäche, kein Abwarten, der Wille schnell gebildet. „Das will ich haben“, dachte er, als die Engländer in Hamburg einmarschierten, und direkt unter seinem Fenster ein Soldat die Panzerluke öffnete, um sich in der Sonne ein Brot mit Butter, Käse und Orangenmarmelade zu schmieren. Er bekam so ein Brot zum nächsten Geburtstag.

„Das will ich haben“, dachte er wieder, und diesmal schaute er dabei auf Vera Tschechowa, die 1961 am Hamburger Schauspielhaus in den Probenpausen ihr Kind wickelte. Er bekam die Schauspielerin aus dem Tschechow-Clan 1967 für 23 Jahre zur Frau. Sein Wille formt sich schnell. Und wo ein Preis zu zahlen ist, da läuft er nicht weg. Glowna spricht in seiner charakteristischen, merkwürdig tonlosen Existentialisten-Stimme, dabei guckt er jetzt häufig durch eine zweigeteilte Brille auf die Welt, unten die Kurzsicht, oben die Weitsicht. Die Theaterschauspielerei war nur ein erfolgreicher Umweg, um wieder beim Film zu landen, wo er schon hinwollte, als der Fünfjährige einen Filmvorführer kennen-lernte, und seine Nachmittage mit Kinoabenteuern verbrachte. Die Schauspielschule, Gründgens und Zadek, waren ihm irgendwie „dazwischengekommen.“

Glowna kommt es vor, als sei das Leben in den sechziger Jahren existentieller gewesen. Mit mehr Risiko behaftet. Kein angstvolles, sondern ein lustvolles Risiko. Glowna kann Menschen nicht leiden, die ihr Leben von der Rente rückwärts denken. Manchmal fallen auch denen noch ihre Träume ein, „dann lassen sie sich scheiden.“

Vadim Glownas Traum ist es, nicht nur Charaktere zu verkörpern, sondern eigene Filme zu drehen. In seinem ersten eigenen Film „Desperado City“ zeichnete er 1981 ein Porträt von St. Pauli, Figuren aus seinem eigenen Leben bevölkerten den Film. Und in „Das Haus der schlafenden Schönen“, erzählt nun er, der Hauptdarsteller, narkotisierten jungen Frauen bei seinen nächtlichen Besuchen Zwischenfälle und Zweifel aus seinem Leben. Das wahre Leben des Schauspielers ist da längst die erzählte Geschichte geworden.

„Das Haus der schlafenden Schönen“ startet am Donnerstag in den Kinos.